

Susanne Betz  
*Tanz in die Freiheit*



Susanne Betz

*Tanz in die Freiheit*

Roman

C. Bertelsmann

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 by C. Bertelsmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: buxdesign GbR, München,  
unter Verwendung eines Motivs von Trevillion Images/Lee Avison

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10211-4

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

## *Prolog*

*Oktober 1793*

Durch die Wand, an die ich meine linke Schläfe presse, dringen Stimmen. Eine Frau schimpft, dass Brot und Brennholz teurer sind als zu der Zeit, als der König noch lebte und regierte. Eine andere trällert ziemlich falsch die neueste Tanzmelodie. Eine asthmatisch keuchende Stimme beschwert sich, dass es am Vortag nur noch Zuschauerplätze ziemlich weit weg von der Guillotine gab. Ein Stuhl wird geschoben, Männerstiefel poltern eine Treppe hoch, ein Kind weint vor Müdigkeit. Die Geräusche vermischen sich, auch mit meinem Herzschlag. Allmählich lässt das Rauschen in meinen Ohren nach. Aber die Angst in meinen Adern pocht weiter. Wie lange stehe ich schon reglos in meinem dunklen Versteck? Fünf Minuten, eine Viertelstunde? Ich versuche so flach wie möglich zu atmen, damit ich mich meinen Verfolgern nicht verrate.

Ich drücke den Rücken gegen die Innenseite des Torbogens. Habe ich die Handlanger des Revolutionstribunals, Robespierres Männer des Terrors, tatsächlich abgehängt? Oder lauern sie noch irgendwo da draußen im Gewühl der Gassen? Hinter der Wand knarzt eine Tür. Ich höre zwei neue Stimmen, weich und zärtlich, eine gehört einem Mann, die andere einer Frau. Fässer werden durch die Gasse gerollt. Dabei ist es weit nach zehn Uhr. Paris wird nie still. Vom ersten Tag an habe ich die Energie seiner Einwohner wie einen pochenden Puls in mir gespürt. Vor allem ihr großes Vergnügen am Leben. Das von Tag zu Tag kurzatmiger und gieriger wird, je mehr Blut zwischen den Pflastersteinen in den Boden sickert. Öffentliche Bälle, Umzüge, überall Gesellig-

keiten, bei denen Bankiersgattinnen ihre ehemaligen Gärtner küssen und neureiche Spekulanten verarmte Adelstöchter als Trophäen sammeln. Entlang der Chaussee d'Antin öffnet ein Nachtlokal nach dem anderen, sofort sind sie voll. Allabendlich explodieren vom Montmartre aus Feuerwerke über der Stadt. Man heiratet und lässt sich drei Wochen später wieder scheiden, vorausgesetzt, die Guillotine war nicht schneller. Und die Mode wird von Tag zu Tag verwegener. Ich habe mir vor ein paar Tagen ein Gewand gekauft, »Kleid« wäre zu viel gesagt, das leichter ist als mein Nachthemd und nur mit ein paar schmalen Bändern über meinen bloßen Schultern hängt.

Unwillkürlich bewegt sich meine rechte Hand und tastet sich an den Beutel an meiner Hüfte heran. Brot, Briefe, eine halbe Flasche Wein, ein Stück Schinken, eine Orange von Monsieur Vidal, meinem Freund und dichtenden Obst- und Gemüsehändler. Der Mann, zu dem ich heute Nacht quer durch Paris unterwegs bin, wartet auf diese Nahrungsmittel. Aber wahrscheinlich noch mehr auf die Nachrichten. Seinetwegen sind sie hinter mir her. Sie hoffen, dass sie ihn durch mich finden, dass ich sie zu ihm führe.

Um mich herum riecht es nach Leder und Leim. Wahrscheinlich bin ich im Hof eines Schusters gelandet. Ich vermute, dass ich mich in der Nähe der Rue de la Chaise oder Rue du Bac befinde. Als meine Verfolger ganz nah waren, ich ihr Keuchen wie Messer, die gerade geschliffen werden, in meinem Nacken hörte, torkelte mir ein fröhliches Trüppchen betrunkenere Seeleute entgegen. Ich warf ihnen aufreizende Küsse zu und machte ihnen schöne Augen. Sofort umringten sie mich, aber ich schwamm durch ihre Alkoholausdünstungen hindurch und rannte weiter. Meine Verfolger prallten gegen die über mein Verschwinden missmutigen und nun rauflustigen jungen Bretonen. Dann rechts, über einen modrigen Hinterhof, durch eine lockere Zaunlatte hindurch, wieder rechts. Schließlich verschwand ich hinter dem Torbogen.

Ich hoffe, dass der alte Herr, den ich seit vielen Wochen heimlich in seinem Versteck in der Rue des Fossoyeurs aufsuche, mir

heute Nacht den Rest seines Geheimnisses anvertraut. Einiges kann ich mir bereits zusammenreimen. Aber die wichtigste Information fehlt mir doch, die meiner eigenen Herkunft. In letzter Zeit ist der alte Herr oft zu schwach zum Erzählen gewesen. Dass die Terrorherrschaft sein Lebenswerk zerstört, dass er sich monatelang verbergen muss und seine Familie in Gefahr ist, ruiniert seine Gesundheit. Ich habe ihm Eier aufgeschlagen, das Ei gelb mit Zucker in Rotwein verrührt und ihn gezwungen, ein Glas davon zu trinken. Das stärkt. Heute Nacht muss ich den Rest seines Geheimnisses erfahren, alles, was er über meine Mutter weiß. Und über meinen Vater.

Es ist Oktober und tagsüber noch mild. Der Wind bläst aus Südwest. Frisch geerntete Äpfel und Birnen werden an allen Ständen angeboten, auch Monsieur Vidal schichtet jeden Morgen kunstvolle Pyramiden auf. Aber nachts ist es schon empfindlich kühl. Nebel werfen ein feuchtes Netz. Trotzdem schlüpfte ich aus meinen Schuhen. Ich habe sie mir in meinem ersten Jahr in Paris gekauft, derbe Schuhe, wie Dienstmägde sie tragen. Ich bücke mich und streife auch noch meine Strümpfe ab. Ich lasse sie zwischen Stroh und Lumpen auf dem Boden liegen. Nebenan, in dem fremden Haus, rumpelt ein Bettgestell. Auch dieses Geräusch gehört zu dieser Stadt. Liebespaare überlegen nicht lange, wenn das Leben lebensgefährlich ist.

Wenn der alte Mann genug gegessen und getrunken hat und ich endlich die Geschichte gehört und verstanden habe, die auch meine Geschichte ist, werde ich wieder quer durch Paris laufen. Über den Pont Neuf, wo die Buden der öffentlichen Briefschreiber gerade schließen, zurück auf die andere Seite der Seine. Im Café du Caveau im Palais-Royal werde ich meinen Geliebten treffen. Ich bin mit ihm dort verabredet. Das klare Weiß seiner Augen schimmert bis in mein kaltes, modriges Versteck. Es gibt mir Mut. Der Terror kreist auch mich und Felix, meinen Bruder, ein. Ich spüre seinen gierigen Hunger, der immer mehr Opfer braucht. Lange wird mein Geliebter uns nicht mehr schützen können.

Es wird Zeit.

Ich recke mich, atme noch einmal tief durch. Aus dem Nichts tauchen zwei grüne Katzenaugen auf, starren mich an, als ob sie mich kennen. Zwinkern und verschwinden im schwarzen Schlund der Schusterwerkstatt.

Ich husche hinter dem Torbogen hervor und renne einfach los. Die Gasse hinunter, über den Platz mit der großen Platane in der Mitte, dann nach links. Jetzt kenne ich mich wieder aus. Bis zur Rue des Fossoyeurs ist es nicht mehr weit. Mein Herz krampft sich zusammen. In dieser Straße hat eine meiner besten Freundinnen gewohnt. Ich laufe weiter. Schau kein einziges Mal über meine Schulter. Egal, ob meine nackten Füße gekehrte und gewässerte Pflastersteine berühren oder Reste von altem Kohl und Pferdeäpfel, sie verursachen in dieser Nacht so gut wie kein Geräusch.

Ich laufe immer schneller.



## *Kapitel 1*

*Mai 1791*

Die Füße meiner Schwester waren viel zu groß und kräftig.

Ich stellte mein Fernrohr schärfer. Im Grunde waren es Füße, auf denen man ausdauernd laufen konnte. Was Frauen unseres Standes natürlich nie taten. Ich schwenkte das Fernrohr weiter nach oben.

Der helle Fleck in der hintersten Ecke unseres Gemüsegartens, der ein verfrühter Nachtfalter oder eine lauernde Katze sein konnte, wurde zum bauschigen Rock über bauschigen Unterröcken. Eleonore hob sie gerade so hoch, dass ich die gelben Schleifen der Strumpfbänder über ihren Knien sehen konnte. Schon stellte sie einen Fuß auf die Rückenlehne der Bank, auf der wir manchmal saßen, wenn wir ganz für uns sein wollten. Als Nächstes streckte Eleonore beide Hände aus, als suchte sie etwas in der Ziegelmauer hinter der Bank. Unwillkürlich musste ich lächeln. Denn ihr Profil zeigte rührend, wie konzentriert sie war. Vor Anspannung öffneten sich ihre Lippen.

Das, was man eine Schönheit nannte, war meine Schwester nicht. Dazu war ihre Nase zu spitz, ihr Mund zu groß, und von der Stirn bis zum Kinn blühten zu viele Sommersprossen, die auch trotz regelmäßiger Kamillensudumschläge nicht verschwanden. Trotzdem hätte ich auf die Schnelle ein halbes Dutzend junger Männer aufzählen können, die in der Kirche nicht den Blick von Eleonore ließen. Es musste, so vermutete ich, etwas mit ihrem Haar zu tun haben. Kein Hut war groß und kein Reispuder deckend genug, um seine Fülle und Farbe zu verbergen. Je nach Lichteinfall

lockten diese Haare mal in der Farbe frisch aufgeschnittener Erdbeeren, mal schimmerten sie ähnlich wie die Ziegel, mit denen gerade das Dach unseres Nachbarhauses neu eingedeckt wurde.

Eleonores eigentliche Attraktivität rührte von ihrer Fähigkeit her, sich überschwänglich über die banalsten Zufälligkeiten des Lebens freuen zu können. Über eine herzförmige Kartoffel etwa, die auf ihrem Teller gelandet war, oder einen Hund am Wegesrand mit einem blauen und einem braunen Auge. Diese Freude speicherte sie in ihren hellgrauen Augen und gab sie bei nächster Gelegenheit Menschen weiter, die ihr über den Weg liefen. Seltenerweise suchten auch manche Frauen, junge wie alte, die ja in der Regel untereinander konkurrierten, die Nähe meiner Schwester. Vielleicht weil sie hofften, in ihrer Nähe ähnliche Glücksmomente zu erleben. Allerdings war mir aufgefallen, dass es sich dabei meist um etwas verschrobene Personen handelte, über die mein Vater und ich in seltener Einigkeit die Nase rümpften.

Auch Anselm, den ich bei einer Vorlesung Friedrich Schillers über die Gesetzgebung Mose kennengelernt hatte, wo er allerdings ziemlich rasch und als Einziger einschlief, und den ich bald darauf nach Hause einlud, verwandelte sich in Eleonores Anwesenheit. Er wurde nahezu stumm. Zuerst dachte ich, es läge daran, dass mein neuer Freund ein Bauernbub mit einem alten Adelsnamen, aber wenig Erfahrung in gebildeter Konversation war. Als ich den wahren Grund durchschaute, hatte ich, was Anselm betraf, lächerlicherweise schon zu hoffen begonnen. Schlimmer noch, zu träumen.

Aber diese Erinnerung war nicht der Grund, warum mein Herz plötzlich schneller schlug. Gerade als mein Objektiv wieder Eleonores Schultern einfiel, wackelte und ruckte es. Im nächsten Moment war meine Schwester verschwunden.

Ein paar Minuten lang presste ich mein rechtes Auge an das Okular, suchte unsere Grundstücksgrenze ab, suchte an der Seite im Gebüsch und schließlich in den Beeten davor. Aber in der schwarzen Erde steckten nur Kohlköpfe, stramm und in exakteren Abständen, als die Soldaten unseres Herzogs bei der Parade. Zwi-

schen den Bohnenstauden hüpfte eine einsame Amsel herum und zupfte an einem Wurm. Ich konnte das Fernrohr verstellen und meine Augen anstrengen, so sehr ich wollte: die Bank, die, wie ich mir im Geiste notierte, dringend gestrichen werden musste, war leer. So als ob seit Jahrzehnten kein Mensch mehr auf ihr gesessen oder gar gestanden hätte.

Eleonore war also tatsächlich hinübergeklettert, auf das fremde Grundstück. Bestürzt lehnte ich mich mit dem Rücken an den Fensterpfosten und blies die Luft durch die gespitzten Lippen. Eine Untugend, die ich mir seit geraumer Zeit abzugewöhnen versuchte. Das Geräusch, das dabei entstand, klang so gar nicht nach männlich draufgängerischem Pfeifen. Ein undefinierbarer scharfer Geruch wehte in mein Zimmer. Auf jeden Fall mischte sich Feuchtigkeit darunter. Der Frühling war bislang verregnet gewesen. Was mich aber nicht so sehr störte wie Eleonore, die gern und viel draußen war. Ich verbrachte meine Zeit am liebsten an meinem Pult. Wenn ich ein gutes Buch vor mir hatte, zogen Regen und Wolken an mir ebenso vorbei wie Sonnenstrahlen.

Ich atmete langsam durch die Nase ein und aus. Mindestens zwei Minuten lang. Diese Übung half meistens. Obwohl meine Schwester der Mensch war, den ich von allen am besten zu kennen glaubte, hatte sie es wieder einmal geschafft, mich vollkommen zu überraschen und aus der Fassung zu bringen.

Andererseits hätte ich ahnen können, dass etwas im Busch war. Seit Wochen fragte Eleonore unsere Dienstmädchen aus, auch beim Weinhändler stellte sie schamlos Nachforschungen an. Und sie kitzelte auf einen kleinen Block, zu welcher Uhrzeit Licht aus den Zimmern des Nachbarhauses drang und wie viele Handwerker welcher Gewerke dort gerade arbeiteten. Diese Notizen fand ich zufällig unter ihrem Stickrahmen. Dass die kleinen, schneckenhausrunden Ziffern denen unserer Mutter ähnelten, jagte mir einen zusätzlichen Schrecken ein.

Ihre Neugier trieb Eleonore sogar wieder zu Besuchen bei ihrer Patentante. Mir gegenüber nannte Eleonore sie nur die Marmor-

büste mit der angeschlagenen Nase. Frau von Stein führte in Weimar den tonangebenden Salon. Damen, die nicht per vanillegelbe Billets dazugebeten wurden, hatten ein Leben lang Sodbrennen oder zogen aus Weimar fort. Das Gerücht ging um, dass die Ehefrau des reichsten Bierbrauers Frau von Stein eine stattliche Summe im Gegenzug für eine Einladung angeboten hatte. Eleonore dagegen drückte sich oft. Sie gab dann verbrannte Haare vor, einen Käfer in ihrem Gehörgang oder, was ihr sogar geglaubt wurde, eine akute Verschlimmerung des Zustandes unserer Mutter. Dass sich Eleonore jetzt öfter mit eng geschnürtem Mieder und Haaren, die ihr Mutters Zofe Katia auftürmen und pudern musste, in einer Sänfte die wenigen Schritte zum Haus an der Ackerwand tragen ließ, zeigte, wie sehr sie darauf brannte, mehr über die Veränderungen in unserem Nachbarhaus herauszubekommen. Die Sänfte war allerdings Vaters Entscheidung. Er machte gern Eindruck.

Da saß meine Schwester dann zwei Stunden im ausgebleichten lindgrünen Salon der von Steins und trank schluckweise Tee. Aus ihren Erzählungen wusste ich, welche Folterqualen mir als Mann erspart blieben. Ein winziger Schluck, ein Bonmot über Ifflands *Der Jäger*, das Stück, mit dem vor Kurzem das neue Hoftheater eröffnet worden war. Ein weiteres Nippen. Gefolgt von einer mit Zuckerguss überzogenen, an das Fräulein von Göchhausen gerichteten Bosheit, das wegen seines rachitisch verwachsenen Rückens mehr auf dem Stuhl hing als saß. Meist konterte die Hofdame der Herzoginmutter so geistreich, dass die anderen Damen erst auf dem Nachhauseweg den Spott durchblickten. Oder nie. Wieder wurde auf ein Kommando getrunken. Ein Name fiel, scheinbar zufällig, wie eine Sticknadel, der Name der herzoglichen Mätresse. Augenblicklich zuckten Mundwinkel. Frau von Steins lange Nase senkte sich, kaum merklich, aber immerhin. Alle hielten den Atem an. In die Stille hinein klickten zwei, drei Teelöffel wie Florette.

»Die Ärmste«, seufzte Frau von Stein, verzog nachdenklich die Lippen und sagte dann wie nebenbei: »Der Herzog wird sie nach

dem zweiten Kind in ein besseres Gartenhaus abschieben.« Ein gesellschaftliches Todesurteil war gefallen.

Danach erhob sich die Gastgeberin und reichte Gebäck herum. Das Zeichen, dass sie baldigen Aufbruch wünschte. Charlotte von Stein trug ausschließlich weiße Kleider. Als junge Frau hatte sie in ihnen geleuchtet. Jetzt sah sie in ihnen wie von Schimmel überzogen aus, und ihre Gesichtszüge waren verhärtet. Macht übte sie trotzdem noch aus. Jede Dame legte sich demütig ein dünnes Stück Sandkuchen auf den Teller. Nach drei Tassen Darjeeling war unser gesamtes Universum durchgehechelt. Weimar bestand allerdings nur aus einem größeren Dorf, an dem einer der kleinsten Fürstenhöfe des deutschen Reiches klebte. Dass Frau von Stein bei diesen Nachmittagen den dünnen Tee, der serviert wurde, ignorierte und stattdessen eine Kanne Kaffee austrank, galt als raffinierter Rachezug gegen Goethe. Denn er hatte ihr vor Jahren Kaffee verboten. Weil dieses Getränk seiner Meinung nach ihrem Gemüt schadete. Die Erwähnung Goethes war ebenso wie die des Wortes »Paris« ein Tabu in ihrem Salon. Dass Frau von Stein die jüngsten Geschehnisse in der französischen Hauptstadt für eine liederliche, geschmacklose und vor allem charakter-schädigende Sache hielt, respektierten ihre engsten Freundinnen. Weil die, so berichtete meine Schwester, auch ihre intimsten Feindinnen waren, hatte Caroline Herder beim letzten Besuch gleich dreimal den Namen Wolfgang fallen lassen. Angeblich hieß so der jüngste Sohn ihrer Nichte in Gotha.

Von diesen Einladungen kam Eleonore so erschöpft zurück, als ob sie im Ilmenauer Bergwerk Kupfer herausgeschlagen hätte. Selbst ihre zimtfarbenen Sommersprossen kamen mir erloschen vor. Und noch dazu war alle Anstrengung umsonst. Aber das hatte ich ihr vorher gesagt. Frau von Stein würde sich eher die Zunge abbeißen, als die wild schwirrenden Gerüchte um ihren jahrelangen Seelenfreund und Liebhaber zu bestätigen. Das hätte sie endgültig von ihrem Sockel gestürzt.

Ein metallisches Scheppern schreckte mich auf und tat mir bis

in die Halswirbel weh. Zwei Stockwerke unterhalb meines Dachzimmers zog Marie, die Waschfrau, die alle vier Wochen zu uns kam, eine Zinkwanne mit schwappender Laugenbrühe über die Pflastersteine. Bis sie die Wanne endlich beim Abfluss seitlich vom Kohlenkeller hatte, hatte sich die Erde halb um die Sonne gedreht. Dabei wabbelte ihr breites Gesäß unter Gewändern, die sie nie wusch. Jedenfalls behauptete das unsere Köchin. Sie behauptete noch viel Schlimmeres über Marie. Fettige Haarsträhnen hingen unter Maries Haube hervor. Ein Anblick, der mich anekelte und zugleich faszinierte. Gerade noch rechtzeitig, bevor sie mich bemerkte und womöglich wieder mit einem anzüglichen Grinsen grüßte, trat ich vom Fenster zurück.

Komischerweise fühlte ich mich ertappt, mit meinem lang ausgezogenen Fernrohr, das ich noch immer umklammerte. Vor allem aber hatte ich den Lärm nicht verhindert. Lärm war in unserem Haus ein Sakrileg. Wobei Lärm fast jedes Geräusch sein konnte, das lauter war als das Trippeln von Mäusen auf dem Speicher. Vor meinen Augen schief der Garten langsam ein. Die gestutzten Hecken, abgezirkelten Kieswege, mit Rosen und Nelken bepflanzten Rabatten verblassten. Nur der weiße Holzpavillon nach neuester englischer Mode hob sich noch ab. Im hinteren Teil waren die Obstbäume und Beete bereits zu einem dunklen Pelz zusammengedrückt, in dem auch die Bank an der Mauer verschwand.

Was, wenn Philipp Seidel, das allmächtige Faktotum des Geheimen Rates, meine Schwester beim Herumschnüffeln entdeckte? Daraus konnte sich ein handfester Skandal entwickeln. Der Herzog würde informiert werden. Die Heiratschancen meiner Schwester wären erheblich beeinträchtigt, die Position unseres Vaters bei Hof nähme Schaden. Unsere Familie, über die man schon genug tuschelte, würde ...

Mir kam der Gedanke, um die Ecke zum Frauenplan zu laufen und als einziger Sohn meines Vaters, Student der Juristerei und voraussichtlich mit der Gnade unseres Herzogs und nicht we-

nig Geld aus unserem Familienvermögen irgendwann Geheimrat, ganz offiziell am Portal des Palais zu klopfen und nach Eleonore zu fragen. Allein bei der Vorstellung pochte es in meinen Schläfen. Gleichzeitig spürte ich die wachsende Panik unter meinen Füßen. Sie drang durch die Holzdecke, die frisch gewachsenen Dielen und meine Schuhsohlen. Diese Panik konnte schnell umschlagen in Weinkrämpfe, Toben und lebensgefährliches Fieber. Ich entschied mich für Mutter. So leise wie möglich schloss ich mein Fenster. Maria war zum Glück nicht mehr zu sehen.

Vor Mutters Räumen im ersten Stock wiederholte ich meine Atemübungen. Aber nur kurz. Ich durfte keine Zeit verlieren. Behutsam klopfte ich, aber wie immer blieb eine Antwort aus. Ich schlüpfte hinein, und schon drehte sich die Zeit dreißig, vierzig Jahre zurück. Madame Pompadour hätte sich im Boudoir meiner Mutter bestimmt wohlgefühlt. Für zwei, drei Tage, als Etappenunterkunft, falls sie sich je in unsere abseitige Provinz verirrt hätte. Denn die örtlichen Hotels waren unbeschreibliche Löcher. Aber was hätte eine französische Dame, die die Fäden der Weltpolitik zog, je in Weimar gesucht! Oder käme sie unter den heutigen Umständen sogar gern, gerade weil Weimar so weit ab vom Schuss lag? Mir fiel ein, dass Madame Pompadour längst gestorben war, friedlich in ihrem Bett. Aber ihre Nachfolgerin als offizielle Mätresse Louis' XV., ich kam gerade nicht auf den Namen, befand sich derzeit auf der Flucht. Anfang des Jahres war ihr Schloss nahe bei Versailles geplündert und ihr Schmuck quer über den Kontinent verhökert worden. Das hatte ich im *Mercure de France* gelesen, der hin und wieder in Jena zu kriegen war. Beim nächsten Besuch in Weimar erzählte ich es meiner Schwester. Sie packte mich ungestüm am Arm, in ihren Augen blitzte es. Wir steckten die Köpfe zusammen und freuten uns diebisch über diese weitere verwegene Neuigkeit aus dem verwegenen Frankreich. Hinterher schämten wir uns für unsere Reaktion. Denn indirekt hatten wir den regierenden französischen König und die gottgegebene Monarchie als solche beleidigt.

Ich brauchte immer ein paar Minuten, mich auf die Umgebung meiner Mutter umzustellen. Der Geruch nach Schweinefett und blumig parfümiertem Puder beschwerte die Luft. Beides ließ meine Mutter in ihr Haar einarbeiten, damit es so hoch und steif wie in ihrer Jugend war. Manchmal setzte sie Stoffblumen oder Vögel aus Draht hinein, aber in letzter Zeit nicht mehr.

Auf Zehenspitzen bewegte ich mich auf dem Pfad zwischen bauchigen Kommoden mit schimmernden Elfenbeintarsien und silbernen Beschlägen und Sesseln, deren Beine und Lehnen sich wie Klauen bogen, während ihre Rücken ausladenden Streichinstrumenten glichen. Wie immer passte ich höllisch auf, dass ich nichts von den kleinen Tischen und Konsolen wischte. Mutter hatte unzählige emaillierte Schnupftabakdosen, böhmische Kristallflakons, Schalen und Vasen aus hauchdünnem Porzellan aus ihrem Elternhaus in der Pfalz mitgebracht und vor fast einem Vierteljahrhundert hier deponiert.

»Felix, *mon amour*, bist du es?«

Die Stimme, die durch die angelehnte Tür zum Schlafzimmer drang, klang nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Ich räusperte mich und antwortete gehorsam: »*Mais oui, chère maman.*« Angeblich sprach niemand in Weimar, die Herzoginmutter Anna Amalia eingeschlossen, so elegant und akzentfrei Französisch wie Mutter. Auch das hatte ihren Anfang in der hiesigen Adelsgesellschaft nicht einfacher gemacht. Dabei stammte Mutter aus hohem, altem Adel, Vater dagegen aus niederem. Ruck, zuck wurde er anlässlich seiner Hochzeit auf Intervention unseres Herzogs beim Kaiser in Wien zum Grafen erhoben. Etwas merkwürdig war mir das schon immer vorgekommen.

Zuerst sah ich Mutter gar nicht. Denn ihr Schlafzimmer war noch überladener ausgestattet als das Boudoir. Überall Tischchen mit Krimskrams. Auf den holzvertäfelten Wänden rochen Hofdamen steif an Chrysanthenen und verbeugten sich Kavaliere in schlafrockähnlichen Gewändern. Das sollte chinesisch sein. Jedenfalls wie sich der Maler, der aus dem Erzgebirge stammte,



dieses Land vorgestellt hatte. Meine Augen wanderten im Dämmerlicht umher. Wie immer war Mutters Sekretär mit Papier übersät, das Tintenfass stand offen, die Feder lag wie gerade eben noch benutzt quer über einem Blatt Papier. Zwei blauschwarze Kleckse glänzten noch feucht.

Nur weil die Spitzen an ihrem Ausschnitt knisterten, entdeckte ich ihren Kopf. In den Haaren steckten Lockenwickler, ihre Augen waren vor Angst weit aufgerissen. Laut unserem Kutscher, der zu Mutters Mitgift gehört hatte, war sie früher ein Engel gewesen, mit honigblonden Haaren, sahnellem Teint und einem herzförmigen Gesicht. Übrig geblieben war nur ihre Gesichtsform. Wie ein gehetztes kleines Tier hatte sich Mutter in ein Nest von Kissen, Decken, Zetteln und Büchern in ihrem Bett verkrochen. Ein Bett, das so groß war wie eine Speisekammer. An drei Seiten stürzte ein Wasserfall verblasster blauer Seide herunter und schirmte es ab. Oben auf dem Betthimmel turnte ein kleiner, goldgefasster Amor, mit Pfeilen in der Hand. Nirgendwo konnte der Liebesbote deplatziertes sein als im Schlafzimmer meiner Mutter. Gleich nach meiner Geburt vor dreiundzwanzig Jahren war mein Vater dort ausgezogen. Oder sie hatte ihn hinausgeworfen. Da war sich die Mödlerin, unsere Köchin, nicht ganz schlüssig.

»Dieser Lärm, dieser Lärm. Was wollen sie von mir? Mich wieder fortbringen?«

Mutters Stimme war dünn wie ein Seidenfaden. Ich eilte zu ihrem Bett und setzte mich auf die Kante.

»Maman, verzeihen Sie, es war nur Marie. Marie, die Waschfrau. Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie wissen doch, was für ein Trampel sie ist. Eigentlich war es meine Schuld. Ich hätte besser aufpassen müssen.«

»Sie wollen mich ganz bestimmt einsperren.«

Wie ein kleines Mädchen schlug Mutter sich beide Hände vor die Augen. Als könnte sie so die Welt aussperren und alles, was sie verabscheute oder wovor sie anscheinend solche Angst hatte. Ich löste ihre verkrampften kalten Hände und massierte sie. Da-

bei fiel mein Blick auf eines der verstreuten Bücher, das aufgeschlagen neben ihrem Kopf lag. *Institutiones calculi integralis*, las ich auf dem grünen Ledereinband, verfasst von einem gewissen Leonhard Euler in St. Petersburg. Hatte Mutter also schon, bevor Marie Lärm gemacht hatte, im Bett gesessen und, wie sie es nannte, gearbeitet? Vielleicht schon die Nacht über gar nicht geschlafen? Ihre Gewohnheiten richteten sich seit Längerem immer weniger nach den Tageszeiten. Ich drückte ihr einen Kuss auf den Handrücken. Mutters Haut roch schwach nach Orangenblüten. Die Mödlerin rieb sie mit speziellen Essenzen ein. Ich liebte den Duft meiner Mutter. Leider habe ich ihn viel zu wenig genossen. Nur in den kurzen Intervallen, in denen es Mutter früher besser gegangen war und sie mich auf ihren Schoß hatte klettern lassen. Trotzdem war ich mir immer sicher gewesen, dass sie mich sehr liebte. Eleonore war dagegen Vaters Liebling. Sie wickelte ihn mühelos um den Finger, während er an mir seine Launen ausließ. Die mir allerdings eher wie eine lange Kette insgeheimer Enttäuschungen vorkamen.

Einer der vielen Papierbogen rutschte von Mutters Bettdecke, segelte zu Boden, und ich war froh, dass ich mich danach bücken konnte. Ein Meer von winzigen Zahlen, dazwischen auch viele Buchstaben, geschweifte, eckige und runde Klammern und andere, für mich komplett unverständliche Zeichen. In dem Wirrwarr erkannte ich nur das Pi, die Ludolf'sche Zahl, deren Bedeutung mir Mutter einmal versucht hatte, begreiflich zu machen. Als ich mich erhob, bemerkte ich, dass einer von Mutters Füßen unter der Bettdecke hervorschaute. Er steckte noch im Schuh.

»Maman, ist das die Lösung? Sind Sie weitergekommen mit der Erfassung des Wesens von Zufall und Wahrscheinlichkeit?«

»Sein Paradoxon ist wichtiger. Es darf nicht vergessen werden«, hauchte sie.

Zwei Lockenwickler lösten sich aus Mutters strohigem Haar und rutschten in den Wust von Zetteln und Schreibkram. Sie merkte es nicht, oder es war ihr gleichgültig.

»Was ist Zufall, Maman? Erklären Sie mir doch bitte Ihre Studien. Maman. Maman!«

Mit aller Kraft versuchte ich gegen ihren Dämon anzusprechen. Große Hoffnung hatte ich nicht. Denn das Glas auf dem kleinen Tisch neben ihrem Bett war halb leer. Wenn Mutter Lärm hörte und sich fürchtete, schüttete sie mit Wasser verdünnte Opiumtinktur in sich hinein wie meine Kommilitonen in den Jenaer Wirtschaften billiges Bier.

Urplötzlich fing sie an zu kichern. Ihre Pupillen waren mittlerweile schwarz und hart wie die wilden Vogelkirschen, die gerade außerhalb der Weimarer Stadtmauer heranreifen.

»Du hast recht, Felix, ich komme der Lösung näher, jede Nacht komme ich ihr näher. Bald kann ich meinem guten Freund in Paris ...«

Statt weiterzusprechen, klopfte sie so erregt neben sich auf die Matratze, dass die Chatelaine an ihrer Brust hin und her schwang. Dieses Schmuckstück, das aus einer blau emaillierten Zierplatte mit kleinen Rubinen und mehreren Anhängern bestand, trug sie immer. Ich erinnerte mich, dass früher eine kleine Uhr daran hing.

»Setz dich wieder, Felix.«

Ihre Stimme war schrill und hoch. Ich gehorchte, aber absichtlich umständlich, mich um die eigene Achse drehend, weil ich dabei das Glas mit der restlichen Flüssigkeit unters Bett schob. Sie bekam es nicht mit. Überhaupt schien meine Mutter von einer Sekunde auf die andere auch mich zu vergessen. Sie fuchtelte und gestikuliert, und die restlichen Lockenwickler lösten sich einer nach dem anderen. Aus ihren Mundwinkeln floss Speichel. In meinen Magen verknöteten sich Scham und Mitleid. Ich hasste es, sie in diesem Zustand zu erleben. Scheinbar wahllos fischte Mutter aus dem Gewühl auf ihrem Bett ein verknittertes Blatt heraus. Ungeduldig strich sie es glatt und kratzte mit dem Nagel ihres rechten Zeigefingers über eine kleine Zeichnung.

Ich musste mich tief darüberbeugen, um überhaupt etwas zu

erkennen. Es sah nach einer schlecht gespannten Wäscheleine aus. Genau genommen hing die Leine von einem Pfosten, neben den meine Mutter ein winziges A gemalt hatte, mehr oder weniger locker durch, bis ihr rechtes Ende ganz den Boden berührte. Darunter waren viele Kästen aufgestellt. Jeder Kasten ein kleines bisschen größer als der vorherige. Hochkant aufgestellte Särge etwa? Ich hütete mich, diese Vermutung auszusprechen. Mutters Hände flatterten wie die Flügel des Rebhuhns, das Anselm bei unserem letzten Ausflug auf sein Landgut angeschossen hatte.

»Wie viel ist das?«, murmelte sie ein ums andere Mal, »wie viel ist das?«

Noch ein paar weitere unzusammenhängende Sätze purzelten aus ihrem Mund. Auch ein Name. Er klang italienisch, vielleicht auch französisch. Möglicherweise war es aber auch die Bezeichnung für ein mathematisches Axiom.

»Maman, was meinen Sie? Bitte reden Sie doch mit mir! Oder soll ich Ihnen vielleicht etwas erzählen? Ja, genau. Stellen Sie sich vor, Eleonore und ich sind in drei Tagen zur Landpartie der Herzogin Luise ...«

Ich gab auf. Mutters Geist trieb endgültig weiter. Fort aus der Gegenwart und diesem Raum, fort aus ihrem Körper. Ich konnte zusehen, wie ihre Augen tief in die Höhlen zurücksanken. Zum Glück atmete sie regelmäßig. In der Ferne bellte ein Hund, heiser, aber ausdauernd. Ich blieb neben meiner Mutter sitzen, hielt ihre Hand, tupfte von Zeit zu Zeit mit meinem Taschentuch ihre Mundwinkel ab. Mehr konnte ich nicht für sie tun. Irgendwann blieb das Bellen in meinen Ohren stecken. Ich hob den Kopf. War das Reine? Der glotzügige, runde Mops, den meine Schwester vor einem Jahr von Vater geschenkt bekommen hatte? Ich lauschte angestrengt. Zu meiner Erleichterung wurde es still.

Mit angehaltenem Atem erhob ich mich von Mutters Seite und sammelte so geräuschlos wie möglich die verstreuten Zettel ein. Schließlich hielt ich ein dickes Bündel in Händen. Unschlüssig blieb ich damit stehen und schaute auf die chinesische Wand.

Aber die Hofdamen rochen weiter an den Chrysanthemen und ließen sich nicht dazu herab, mir einen Rat zu geben. Am besten ich verbrannte die Zettel. Aber wo? Kein Kamin, kein Ofen war zu dieser Jahreszeit angeheizt. Nur der Herd in der Küche brannte. Diese Idee verwarf ich sofort. Mit Sicherheit schlurfte die Waschfrau dort herum, wenn sie sich warmes Waschwasser holte. In Windeseile würde sie in Weimar herumerzählen, was ich für seltsame Zettel verbrannt hatte. Mit Geisterzeichen. Hexenschrift vielleicht?

Niemand durfte wissen, dass Mutter Mathematik betrieb. Schon als kleine Kinder war uns das eingebläut worden. Eleonore und ich hielten uns daran. Schon deshalb, weil wir wussten, dass Vater sonst zur Strafe einen unserer Dienstboten hinausgeworfen hätte. Das war seine verwinkelte Methode, uns zu erziehen.

Irgendwann aber, ich musste ungefähr dreizehn oder vierzehn gewesen sein, keimte in mir ein Verdacht auf. Lange wagte ich nicht darüber nachzudenken. Aber mit der Zeit wurde ich mir sicher: Die Geheimnistuerei um die Mathematik war nur die Oberfläche, ein Ablenkungsmanöver. Meine Mutter selbst war das Rätsel. Ich fand heraus, dass die Mödlerin und vor allem Fritz, der ihr regelmäßig das Opium beim Apotheker besorgte, mehr wussten. Die beiden waren so etwas wie ihre Komplizen. Ich erinnerte mich noch gut an die Herbstwochen vor vier Jahren, als es Mutter angeblich besonders schlecht ging.

Krämpfe, Schüttelfröste, Fieberschübe, sagte die Mödlerin mit gesenktem Blick. Nur sie mit ihren dampfenden Schüsseln durfte zu Mutter hinein. Um ihr Umschläge zu machen, Brühe einzufließen und sie zu waschen. Während Fritz seine beste Livree anzog und sich als Art Leibwache vor Mutters Tür aufbaute. Er war schon immer ein verdrießlicher, kauziger Mensch gewesen. Damals aber versteinerte sein Kiefer, und seine wasserhellen Augen schauten durch alles und jeden hindurch. Auch durch meinen Vater, der mit eckigen Bewegungen den Gang entlangkam und Fritz anblaffte, warum der ihn am Vormittag zu spät bei Herrn

Bertuch abgeholt hatte. Vater legte schon eine Hand auf die Türklinke. Dann sagte Fritz etwas. Nur ein, zwei Worte, die ich von meinem Versteck hinter dem Geländer der Stiege, die zu den Dachkammern führte, nicht verstand. Die Wirkung war kolossal. Vater wandte sich ab, seine Schritte zurück auf den Dielen des langen Ganges klangen wie die eines Marschalls, der eine wichtige Schlacht verloren hat. Dieser Vergleich schoss mir durch den Kopf, mit einer gewissen Genugtuung sogar. Obwohl oder gerade weil ich selbst keine Militärerziehung genossen hatte.

Einen Tag nach dem Vorfall damals brach im Musikzimmer ein Feuer aus. Während Fritz und die Mägde es löschten, rannte ich los, um Mutter ins Freie zu bringen. Ohne anzuklopfen stürmte ich in ihr Zimmer. Mit hochgezogenen Beinen saß sie in einem ihrer barocken Sessel, einen aufgebrochenen Brief im Schoß, keine Spur krank. Im Gegenteil, so rosig waren ihre Wangen schon lange nicht mehr gewesen. Sie lächelte mich wortlos an. Rückwärts und überwältigt von meiner Entdeckung, verließ ich ihr Zimmer. Als ich hinunterkam, war das Feuer längst gelöscht.

So zogen die Mödlerin und Fritz einen schützenden Wall um Mutter. Ihre Capricen, auch ihre gelegentlichen Wutanfälle, schoben sie auf die vertrackten Zeichen und Zahlen. Und behaupteten gegenüber dem Gesinde der anderen Häuser und Herrschaften, die irrwitzig langen Tintenkolonnen hätten sich wie gefräßige Käfer ins Gehirn der gnädigen Frau gebohrt und sie um den Verstand gebracht. Das war inzwischen die gängige Meinung. Offiziell und für den Rest der Welt, das heißt für die Weimarer Gesellschaft, war Mutter schwer leidend. Geschlagen von einer namenlosen, aber auszehrenden Krankheit, die sie seit Jahren zwang, das Haus zu hüten. Dieses Leiden war Mutters Versteck. Und ihre Freiheit. Soweit ich wusste, hatte mein Vater sie nur zweimal dazu bewegen können, ihn zu einem Maskenball bei Hof zu begleiten. Das war mehr als zwanzig Jahre her. Und in Frau von Steins Salon war Mutter trotz wiederholter Einladungen nie erschienen.

Bevor ich mich hinausschlich, zog ich Mutter noch die Schuhe von den Füßen. Glücklicherweise wachte sie dabei nicht auf, murmelte nur etwas Unverständliches; ich glaubte wieder den ausländischen Namen zu hören und drehte ihren Kopf auf die andere Seite. Die Schuhe aus pistaziengrüner Seide, die ich an ihren hohen, geschwungenen Absätzen hielt, waren altmodisch pompös. Aber kostbarer und schöner als alle Damenschuhe, die unsere Weimarer Schuster zustande brachten. Auch die Schuhe stammten aus ihrem früheren Leben. Gedankenverloren streichelte ich über die aufgestickten Blüten und kleinen Vögel.

Der Gong zum Abendessen ertönte, als ich mir gerade den letzten Rest Rasierschaum vom Gesicht wischte. Der Packen mathematischer Aufzeichnungen lag in einer Kommode tief unter meinen Nachthemden. Soviel ich wusste, hatte Vater Hofkammerrat Kirms eingeladen, der wieder endlos über seine Blumenzucht reden würde. Und Herrn Bertuch, den Unternehmer, ohne den sich in Weimar kein Taler drehte und die Stadt inmitten ihres großen Geistes noch mehr verrottet wäre. Außerdem würden wie schon öfter zwei oder drei Söhne aus den besten Familien der Umgebung am Tisch sitzen und, um den Schein zu wahren, zwischen ihnen die zu einem Reptil verdorrte Witwe eines Kammerherrn, der Vater bei Hof protegiert hatte. Immerhin war Eleonore schon fast fünf- undzwanzig, und trotz Vaters Anstrengungen hatte Herzogin Luise sie bislang nicht zur Hofdame berufen. Was die Chancen meiner Schwester auf eine großartige Partie dramatisch verbessert hätte.

Zu meiner Überraschung stand meine Schwester bereits im Salon und begrüßte im Schein vieler teurer Kerzen die ersten Gäste. Sie trug dasselbe Kleid, in dem ich sie am Nachmittag durch das Fernrohr beobachtet hatte. Hoffentlich fiel Vater nicht auf, dass am Saum frischer Gips klebte und sich in ihren hastig frisierten Haaren Sägespäne verfangen hatten. Sonst ließ er Katia, die Zofe, dafür büßen. Meine fragenden Blicke ignorierte Eleonore. Ich wartete, bis sie dem Grüppchen Gäste ins Esszimmer folgte. Dann stellte ich mich ihr in den Weg.

»Und, weißt du jetzt Bescheid? Lässt er die schmale Stiege herausreißen und eine breite Treppe einbauen, wie er sie in den Renaissancepalästen in Italien gesehen hat?«

Nur ihr promptes Erröten verriet mir, dass ich richtig lag.

»Ich habe sie drüben im Garten gesehen«, wisperte sie, ohne auf meine Frage einzugehen.

»Sie? Die Vulpus?«

»Genau die«, triumphierte meine Schwester. Schon wurden wir aus dem Esszimmer argwöhnisch beäugt. Ich zupfte mein linkes Ohrläppchen, damit Leonore ihre Stimme senkte.

»Und, wie ist sie?«

Die Frage rutschte mir gegen meinen Willen heraus. Eigentlich war mir der ganze Tratsch über die private Trivialität des Herrn von Goethe zuwider. Gerade als meine Schwester etwas sagen wollte, schob Vater einen jungen Herrn zu uns herüber, dessen Gesicht nicht nur die Farbe, sondern auch die Form eines saftigen Schweineschinkens hatte. Bevor sich Eleonore ihm notgedrungen zuwandte und knickste, streckte sie mir blitzschnell die Zunge raus. Zwei Wochen später, am letzten Samstag im Mai, verlobte sich meine Schwester mit Anselm von Egloffstein. Dem jungen Mann, dessen schwarze, seidige Wimpern und eingekerbtes Kinn mich bei Schillers Vorlesung unruhig hatten werden lassen. In geschlossenen Räumen wurde Anselm rasch schläfrig und saß dann teilnahmslos da, was seiner Schönheit keinen Abbruch tat. Dafür jagte und galoppierte er vom Morgengrauen bis in die Dämmerung und wusste wie kein Zweiter im Herzogtum über die neuen englischen Zuchtschweine Bescheid. Diese Rasse hieß Leicester oder so ähnlich, und sie waren fast weiß. Anselm hielt sie immer im Stall und ließ sie mit Luzerne und Eicheln mästen. Wenn man nicht aufpasste, redete er einem damit die Ohren voll. Auch mit ertragssteigernden neuen Methoden der Felderdüngung kannte sich mein zukünftiger Schwager aus.

Vater war von Eleonores eigenständigem Schritt begeistert und stimmte sofort zu, weil der Herzog, der bei Anselm beträchtli-



che Spielschulden hatte, begeistert war. Das Fest, das er ausrichtete, fiel dementsprechend protzig aus. An der mit Silber und – aus den herzoglichen Gewächshäusern – liliengeschmückten Tafel saß ich schräg gegenüber dem Brautpaar. Vaters langatmige Rede fiel, wie nicht anders zu erwarten, peinlich aus, vor allem weil er den Faden verlor und mehr über den Herzog schwafelte als über Eleonore oder Anselm. Merkwürdig aber war, was meine Schwester, eingerahmt von ihrer Patentante und ihrem Verlobten, unter dem Tisch veranstaltete. Als Vater nämlich endlich sein Glas hob und einen Trinkspruch auf die Zukunft des jungen Paares auf den Egloffstein'schen Gütern ausbrachte, streckte sie ein Bein aus und stieß mit einem ihrer großen, kräftigen Füße gegen meine rechte Wade. Ich biss mir auf die Lippen, um zu verhindern, dass ich aufschrie. Frau von Steins Blick bohrte sich ohnehin pfeilschnell in mich hinein. Ihren Verlobten, dessen Augenlider im Lauf des Essens schwerer und schwerer wurden, übersah Eleonore regelrecht. Dafür schwatzte sie mit Herrn Bertuch, der ihr direkt gegenüber platziert worden war, ausführlich über seine Kunstblumenmanufaktur. Vor allem interessierten sie die Arbeitsbedingungen der jungen Mädchen, die dort die Ansteckblumen für Hüte und Ausschnitte fabrizierten.

Warum diese Verlobung so Hals über Kopf? Warum gerade Anselm? Das fragte ich mich, während ich den Rehbraten aus dem Egloffstein'schen Jagdrevier verspeiste und ziemlich viel von dem Burgunder trank, der aus Anselms Keller herangekarrt worden war. Was ›zum Teufel‹ führte meine Schwester im Schilde? Ich blickte verstohlen zu ihr hinüber. Ihre Haare leuchteten wie ein brennender Dornbusch in der Wüste, und die rasante Vermehrung ihrer Sommersprossen in den vergangenen Tagen gab mir Rätsel auf.

## Kapitel 2

*Juni 1791*

In die Weimarer Luft war wieder einmal Schlafmittel gemischt.

Ich spürte es gleich, als wir aus meinem Elternhaus auf den Frauenplan traten, um zum üblichen Spaziergang am Sonntagnachmittag aufzubrechen. Ich vermutete, dass es zu den Aufgaben Goethes gehörte, sich neben der Leitung des neuen Hoftheaters auch um das Einlullen der Bevölkerung zu kümmern. Wahrscheinlich ließ der Geheimrat ein unsichtbares Gas in unsere engen Gassen blasen. Ich atmete so flach wie möglich. Mein Verlobter gähnte, aber das tat er auch so häufig; ich hakte mich bei ihm ein und drückte ihm Reines Leine in die Hand. Vater setzte sich an die Spitze, gefolgt von Felix, am Ende unserer kleinen Prozession marschierte Fritz, der den Regenschirm meines Vaters trug. Für alle Fälle.

Kurz nach drei Uhr tauchten im Norden, über dem Ettersberg, ein paar Wolken auf. Ob sie Regen bringen oder sich bald wieder auflösen würden, darüber konnte man gut und gern eine Viertelstunde mit den Bekannten plaudern, die man traf. Wie jeder von Rang und Namen in Weimar betraten wir die Esplanade durch das große eiserne Tor und promenierten im Schatten der Lindenallee. Bis zum Palais der Herzoginmutter und zurück in Richtung inneres Frauentor. Dann dieselbe Tour noch einmal. Beliebig oft. Mein neues Musselinkleid war so leicht, dass es eine Freude war, sich darin zu bewegen. Dafür quälten mich die Fischbeinstäbe meiner Schnürbrust. Und in meinem Rücken spürte ich noch eine Weile die Blicke der zerlumpten Tagelöhner, Mägde und grauge-

sichtigen Handwerker, die durch die Gitter gafften, weil sie diesen kleinen Park nicht betreten durften.

Jedes Mal, wenn wir an dem künstlichen Teich vorbeikamen, blieben wir stehen und betrachteten die Goldfische. Zwischendurch hielten wir an, um zu grüßen und zu schauen, wer kam und wer uns grüßte. Reine zog an ihrer Leine, ihr ging es zu langsam, was ich ihr gut nachfühlen konnte. Nicht im Geringsten deutete sich an, dass mit diesem Tag, es war der 26. Juni 1791, die Veränderungen in meinem Leben begannen.

Oder hätte ich die Begegnung mit Frau von Einsiedel und ihrem Mann als erstes Zeichen deuten sollen? Dafür, dass etwas Aufregendes, etwas Spekulatives in der Luft lag? Die beiden standen so urplötzlich vor uns, als ob der fetteste Goldfisch sie ausgespuckt hätte. Sie, sicher deutlich über dreißig, aber noch sehr apart und grazil, er auf den ersten Blick unscheinbar. Vater war es sichtlich unangenehm, die beiden begrüßen zu müssen. Da, wo seine Perücke an Stirn und Schläfen abschloss, bildete sich eine dichte Kette Schweißperlen. Leute, die er nicht eindeutig klassifizieren konnte, beunruhigten ihn.

»Ach, Kind, ich habe schon viel von Ihnen gehört, von unserer lieben Charlotte. Die übrigens ganz vernarrt ist in Sie.«

Milli von Einsiedel plauderte so lebhaft, wie ihre kleinen, behandschuhten Hände gestikulierten.

»Und wo, sagten Sie, liegt das Gut Ihres Verlobten?«

»Bei Ilmenau«, antwortete ich. Ich blieb stehen, obwohl ich spürte, dass Vater und auch Felix weiterdrängten.

»Himmlisch, ganz himmlisch!«, jubelte die Frau, die vor ein paar Jahren ihren plötzlichen Tod samt Beerdigung inszeniert hatte, um ihrem damaligen Ehemann zu entkommen und ihrem Liebhaber auf eine Expedition nach Afrika zu folgen.

»Das ist gerade mal ein halber Tag von unserem Häuschen. Sie müssen uns also unbedingt besuchen, damit Sie nicht vor Langeweile umkommen. Oder ich schaue bei Ihnen vorbei und wärme mich an Ihrem jungen Glück.«

Schelmisch legte sie ihren Kopf zur Seite und flirtete sowohl mit mir als auch mit Anselm. Ich schluckte und versprach es. In dem Moment hätte ich ihr alles versprochen. Natürlich kannte ich ihre Geschichte. Jeder hier kannte sie. Auch dass die beiden es damals nur bis Tunis schafften, weil die Karawanenwege wegen der Pest gesperrt waren. Und dass schließlich das Grab und der Sarg geöffnet wurden und Millis Schwindel aufflog. Trotzdem setzte sie ihre Scheidung durch, musste allerdings dem ersten Ehemann ihre Mitgift lassen. Konnte man das Liebe nennen?

Unter meiner Schnürbrust, im Bereich meiner seitlichen Rippen, fing es an zu jucken. In meinen Ausschnitt spürte ich etwas Feuchtes und Klebriges einsickern. Ich kannte kein einziges Ehepaar, das aus solch einem sentimentalen Motiv wie Liebe geheiratet hatte.

Felix zupfte mehrmals an seinem linken Ohrläppchen. Das Signal, dass ich meine Aufmerksamkeit zu lange und unverhohlen den Einsiedels widmete und Vaters Missbilligung riskierte. Mit unserer Geheimsprache aus Mimik und Gesten halfen wir uns seit unserer Kindheit. Gehorsam schlug ich die Augen nieder und musste deshalb auf ein Fichu aus champagnerfarbenem Batist schauen, den Milli trug. Es verhüllte nicht wie es sollte den Busen, sondern polsterte ihn stattdessen üppig aus. Von dieser *Trompeuse*, der Betrügerin, unter den Modeneuheiten, hatte ich bislang nur eine kleine Zeichnung im *Journal des Luxus und der Moden* gesehen. Mit halbem Ohr hörte ich meinen Verlobten über sein bestes Frettchen und die letzte Wildschweinhatz berichten. Herr von Einsiedel mischte sich ein, und das Gespräch drehte sich in Richtung Erze und den Bergbau in Kursachsen. Mein Vater wollte wissen, ob die dortigen Aufstände der Bauern gegen die Frondienste endgültig vorbei seien. Ich versuchte mir die raffinierte Art und Weise einzuprägen, in der Milli, wie ich sie insgeheim bereits nannte, ihr Brusttuch gewickelt hatte.

»Rousseau.« Wie ein bleischweres Geschoss fiel der Name vom Himmel. Ich blickte hoch. Aber die Wolken vom Ettersberg zogen

harmlos und watteweich weiter. Mein Bruder tat wieder einmal so, als ob er sich in Luft aufgelöst hätte. Und Anselm hielt Rousseau wahrscheinlich für ein französisches Weingut. Erneut sagte Einsiedel den Namen Rousseau so leichthin wie andere das Wort »Reitstiefel«. Es kam noch schlimmer. Einsiedel empfahl meinem Bruder ausdrücklich den *Gesellschaftsvertrag* als Lektüre. Vaters rechte Hand umklammerte den silbernen Knauf seines Spazierstocks, als ob sie ihn zum Schmelzen bringen wollte. Wieder konzentrierte ich mich auf das Fichu, das wahrscheinlich von einer französischen Modistin in Dresden stammte. Dass Felix diesen Rousseau längst gelesen hatte, heimlich natürlich, wusste ich. Die Studenten in Jena wurden vor dem Volksverhetzer und Brandleger der Revolution ausdrücklich gewarnt. Eine bessere Werbung konnte es nicht geben.

Als wir endlich weitergingen, presste Vater die Lippen so zusammen, dass sie nicht mehr zu sehen waren. Felix schritt mechanisch neben ihm her. In stillem Einverständnis steuerten wir alle vier auf den Ausgang der Esplanade zu. Anselm fing meinen Mops ein, der sich von der Leine befreit hatte und auf seinen Stummelbeinen einer Taube nachjagte, und trug ihn den Rest des Weges. Dass es von ihren Lefzen auf seine perlgrauen seidnen Kniehosen tropfte, kümmerte ihn wenig. Anselm besaß vermutlich mehr Seidenhosen, als ihm bekannt war.

Dankbar blickte ich zu ihm hoch. Es würde angenehm werden, unser Leben zu dritt auf dem Land, vielleicht sogar amüsant. Jedenfalls besser als in dem engen, klatschsüchtigen Weimar, wo jeder unserer Schritte beobachtet wurde. Felix wusste noch nichts davon, dass ich ihn in mein zukünftiges Eheleben mit eingeplant hatte. Mein Bruder befriedigte seine Neugier mit Büchern und Vorlesungen, um das Leben machte er einen weiten Bogen. Allerdings war mir nicht entgangen, dass er gelegentlich sehnsuchtsvoll auf Anselms sehnigen Nacken starrte, so als ob er in eine lautlose Musik versunken wäre. Auch wegen meines Bruders hatte ich es eingefädelt, dass Anselm und ich nach der Ausfahrt in seinem

sensationell leichten Phaeton, die Pferde brauchten nur zehn Minuten zum Schloss Belvedere, uns überhitzt und ganz allein im Musikzimmer gegenüberstanden. Und Anselm mir schließlich einen Antrag machen musste.

Ich malte mir unsere Zukunft in verschwenderischen Bildern aus. Fast immer trug ich dabei große Florentiner Hüte mit langen pastellfarbenen Bändern. So wie Marie Antoinette, die französische Königin, inmitten ihrer Schafe und kostümierten Bauern. Wir würden die Natur um uns herum in ihrer Reinheit aufsaugen, der Ballast der Etikette würde von uns abfallen und der wahre Mensch in uns zum Vorschein kommen. Das versprach jedenfalls Rousseau. Auch ich hatte ihn heimlich gelesen. Auf jeden Fall gehörte es zu meinen Plänen, dass Felix, Anselm und ich im Morgentau über die Wiesen streiften, die Kühe eigenhändig molken und Äpfel und Weintrauben pflückten. Weintrauben? Ich blieb stehen und wollte Anselm gerade fragen, was auf seinem Gut überhaupt angebaut wurde.

Ein Raunen ging durch den kleinen Park, alle Spaziergänger blieben stehen, Hüte wurden abgenommen und geschwenkt. Vater verbeugte sich so tief, dass seine Perücke verrutschte, und ich versank automatisch in einen Knicks. Gleichzeitig schnalzte ich mit der Zunge, damit Felix ebenfalls seine untertänigste Reverenz machte. Vivat, Vivat. Serenissimus, Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, unser durchlauchtigster Landesfürst, ritt im Schritt vorbei. Diotima, sein Leibpferd, warf den Kopf hoch und wieherte, und ich bildete mir ein, dass es mich erkannte.

Der schwermütige Mann meiner Patentante, Oberstallmeister Josias von Stein, hinter dessen Rücken viel gespottet wurde, hatte mich früher oft in den fürstlichen Marstall mitgenommen. Die Apfelschimmelstute war mein Liebling geworden. Wenn die Burschen nicht hinschauten, steckte ich Diotima Leckerbissen zu. Ich mochte die dampfende Wärme, das Halbdunkel und den Geruch nach Pferdeäpfeln. Es wurde ein unausgesprochenes und erfolgreiches Spiel zwischen Herrn von Stein und mir, den Abschied

von den Pferden von Mal zu Mal länger hinauszuzögern. Denn danach wartete die obligatorische Aufwartung bei meiner Patentante, die damals gerade auf dem Höhepunkt ihrer Berühmtheit angekommen war. Der braune Hengst dort drüben, lahnte der nicht etwas auf der linken Hinterhand? Begeistert nickte ich. Eine halbe Stunde war gewonnen, in der wir dem Stallknecht zuschauten, wie er dem Hengst Wickel anlegte. Unsere gemeinsame Furcht vor der kirchturmhohen Vornehmheit und Tugend seiner Frau machte Herrn von Stein und mich zu Verbündeten. Mittlerweile ging es ihm gesundheitlich schlecht. Dass er in einem der abgelegenen Zimmer des Stein'schen Palais vor sich hin moderte, tat mir in der Seele weh.

Weil ich nur Augen für Diotima hatte, fiel mir zuerst nicht auf, wie sorgenvoll unser sonst lebenslustiger Herzog dreinblickte. Soldaten seines Scharfschützenbataillons in den neuen grün-gelben Uniformen marschierten ihm voraus. Die hohen Fellmützen der Husaren stachen aus der Menge, und ich erspähte fast alle Mitglieder des Geheimen Konsiliums. Voran die Herren von Fritsch und Voigt. Auf ihren Gesichtern lag Anspannung, und sie hatten alle ihre Orden angelegt. Einer fiel wie immer auf. Seine Arme schlenkerten wild hin und her, wie aus dem Takt geratene Uhrpendel. Goethe. Irgendetwas musste passiert sein.

Kurz vor unserem Haus, auf halber Höhe der Seifengasse, eilte uns aus entgegengesetzter Richtung Herr Bertuch entgegen, einen Unbekannten im Schlepptau.

»Der König«, rief Bertuch atemlos, »der König!«

»Der preußische?«, rief mein Vater fragend zurück. Noch zwei Schritte von uns entfernt hob Bertuch seine Arme zu einer Geste der Fassungslosigkeit. Er schwitzte, sein Begleiter auch. Die beiden schienen regelrecht gerannt zu sein. Was anständige Bürger in Weimar nie tun.

»Na, der fette Wilhelm ganz bestimmt nicht.«

Die Männer lachten, mehr erleichtert als ironisch.

»Der französische. Seine Majestät Louis XVI.«, ergriff der

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Susanne Betz

## **Tanz in die Freiheit**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-10211-4

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Sinnlich und opulent – ein historischer Roman über die dramatischste Epoche der Neuzeit

1791: Die Geschwister Eleonore und Felix langweilen sich im provinziellen und intriganten Weimar. Ihr Vater ist ein adeliger Hofbeamter, die Mutter eine exzentrische Mathematikerin und ihr Nachbar der Dichterkönig Johann Wolfgang von Goethe. Die Sturmgewitter der Französischen Revolution flackern in Form von Gerüchten, Schriften und Besuchern aus dem fernen Frankreich ins kleine Herzogtum und befeuern den Freiheitsdrang der Geschwister. Als ihre Mutter stirbt, nimmt das Leben eine dramatische Wende: In ihrem Testament verfügte diese, dass Eleonore und Felix einen Koffer voller mathematischer Berechnungen zu einem geheimnisvollen Monsieur Schwartz nach Paris bringen müssen, dort erst sollen sie ihr Erbe erhalten. Die Geschwister brechen auf. In Paris lernen sie nicht nur eine weltoffene und libertine Stadt kennen, hier bebt noch immer die Revolution ...



[Der Titel im Katalog](#)